

Beilage zu Nr. 88 des „Enzthaler.“

Dienstag, den 27. Juli 1875.

Miszellen.

Erinnerung an 1870.

Am Abend nach der Kriegserklärung.

„Ans Vaterland ans theu're schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“
Zell.

Ans Vaterland an's theu're schließ dich an!
Mein deutsches Volk, so halt's durch deine
Gauen,
Die Luft durchraucht's im Flügel Schlag des
Schwan,
Die Sterne funkeln's von dem Dom, dem
blauen;
Es schwebt der Gruß vom Berg zur Elbe
nieder,
Zur Körner-Eich, zum Rügenfels hinan;
Frisk auf mein Volk, das Eichblatt flü-
stert's wieder:
An's Vaterland, ans heil'ge, schließ dich an!

An's stammverwandte, deutsche, schließ
dich an!

Ihr grollt's voll tiefen Wehes, Nordsee-
wogen,
Und seufzend wiederklingt es in den deut-
schen Raa'n

Der deutschen Barken, die vorüber zogen
Am treuen Schleswig-Holstein meerum-
schlungen;

Von seinen Thürmen knirscht's die Wetter-
fahn!

Vom Belt, der Nord- und Ostsee ist's er-
klungen:

An's Vaterland, an's treue, schließ dich an.

An's Vaterland, ans deutsche, schließ
dich an!

So ruft's aus grüner Fluth im deutschen
Strome,

Die Welle plätschert's zu dem Fischerahn,
Die Glocken läuten's von dem hohen Dome,
Die Blumen duften's von dem Grabes-
hügel

Des Sängers, der gegangen himmelan,
Rheinabwärts säuselt's auf der Winde
Flügel:

An's Vaterland, an's deutsche schließ dich an!

An's Vaterland, an's wahre, schließ dich an!
Am freien Rhein ist's, wo die Nebel blühen;
Da, wo die Oder brausend geht voran,
Ist, wo am Belt die scheuen Möven ziehen,
Wo kräft'ge Turner sich den wald'gen
Höhen

Thuringa's sagenreicher Berge nah'n,
Wo Bayerns weiß und blaue Banner
wehen:

An's Vaterland, an's ganze, schließ dich an!

An's große ein'ge, deutsche schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Vergiß des Schwures nimmer, deutscher
Mann,

Zu keiner Zeit, in Lust und Lieb und
Schmerzen.

Durch Deutschland's Marken schall in
heißten Liedern,

Aus tiefster Brust verkündt's der Sängers
Schaar:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
„In keiner Noth uns trennen, noch Ge-
fahr!“

An's Vaterland, an's theu're, schließ dich an!
Aus Gramesbliden leuchtet's der Ver-
bannten,

Es blinkt's im deutschen Aug' am Ocean
Die Thräne, die sie nach der Heimath
sandten,

Aus heil'gen Gräften tragen's Geister-
boten

Weithin; zur Weserpforte bricht's sich
Bahn.

Wenn kalt wir schweigen, rufen laut die
Toten:

„An's Vaterland, ans theure schließ dich
an!“

Alsheim, Reinbessen. Weutler.
(Aus Kriegspoësie 70/71)

Der Kammeiser von Straßburg.

Historische Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung).

„Ja, Gott sei's geklagt, daß es so ge-
kommen im Reich,“ seufzte der Bürger-
meister, während Armgard sich jetzt rasch
entfernte, „bis zur Stunde haben wir die
deutsche Kleidertracht streng aufrecht er-
halten und damit die gute, alte Sitte!“
Denn glaub' es mir, Adrian, sind wir erst
in der Kleidung verwöhnt, dann sind wir's
auch bald in der Sitte und mit dem alten
Deutschtum hat's ein Ende!“

Er ließ sich düster in seinen Sessel
nieder, während Adrian ihm gegenüber
Platz nahm.

Nachdem sie auf die glückliche Heimkehr
gerunken hatten, erhob der junge Mann
den gefüllten Becher auf's Neue und sprach
feierlich: „Auf die Freiheit und Unab-
hängigkeit der alten deutschen Vaterstadt
Straßburg!“

Der Bürgermeister leerte hastig den
Becher und stützte dann den Kopf.

„Ich glaube nicht mehr daran, mein
junger Freund!“

„Erzählt mir, wie es geht, Herr
Dominicus! bat Adrian, — „meine Ge-
schichte ist kurz: ich ging vor zehn Jahren,
als meine Eltern so plötzlich nach einander
gestorben, zuerst nach Augsburg und Nürn-
berg, um mich in der edlen Baukunst zu
vervollkommen, durchzog Deutschland von
einem Ende zum andern, hab' alle Haupt-
städte Europa's gesehen, sogar die spanische,
und kehre jetzt aus Paris zurück in die
Heimath, wo es doch am schönsten in der
ganzen Welt!“

„Aun,“ fragte Herr Dominicus lang-
sam, „was hast Du draussen erfahren
über Deutschland, das die eigenen Kinder
grausam opfert, ohne einen Finger zu ihrer
Rettung zu erheben?“

„Adrian runzelte finster die Stirn und
schaute den Bürgermeister dann fest an.

„Nichts als deutsche Schmach und
Schande!“ versetzte er mit grollender
Stimme, an den Höfen deutscher Fürsten
wälsche Sprache, wälsche Mode und Sitten-
losigkeit; nur am Hofe des großen Bran-
denburger Kurfürsten begegnet man noch
echter deutscher Sitte und Einfachheit, dort
ist es eine Lust zu leben und wenn irgendwo,
so ruht in Brandenburg Deutschlands Trost
und Hoffnung!“

„Habe von diesem großen deutschen
Kurfürsten genug gehört, ein echter deut-
scher Mann, der immerdar treu zum Kaiser
gehalten und sich nie von Frankreich hat
bethören lassen.“

„So ist es,“ nickte Adrian, „drum sind
die Brandenburger auch deutsch und fest
und kämpfen wie die alten Germanen.
Sonst folgt in Deutschland Alles der fran-
zösischen Mode und Ströme von Geld
fliehen nach Paris, — die kleinen Fürsten
öffnen dem Despoten in Versailles nach.
An ein festes deutsches Zusammenhalten
ist nicht mehr zu denken, der Kaiser ist auf
seinem Throne eingeschlafen und die Fürsten
dienen Frankreich, — so ist das Reich ein
Spielball des Auslandes!“

„Gott steh' uns bei,“ seufzte der Bür-
germeister, „seit sechszig Jahren stehen wir
nun schon auf der Wacht gegen Frankreich.
Wir haben alle unsere Kräfte angestrengt,
unsere Freiheit zu behaupten und sind zum
Neußersten entschlossen. In all' den Jah-
ren arbeitet die Bürgerschaft wechselseitig
beständig an der Befestigung der Stadt;
einige Thore werden nun schon seit Jah-
ren gar nicht mehr geöffnet, an den andern
befindet sich doppelte Wache und eine
Magistratsperson zur Aufsicht. Ja, ja,
Freund Adrian! der Bürger Straßburgs
hat's schwer, denn obwohl wir eine starke
Garnison Soldaten halten, wie Du weißt,
so muß doch der Bürger jeden dritten Tag
auf die Wache ziehen. Wenn's Dir also
um Wohlleben und Bequemlichkeit zu thun
ist, Adrian, so mußt Du den Staub der
Heimath abschütteln und wieder von dannen
ziehen.“

„Ich bin heimgekehrt, als ich in Paris
von der Gefahr der Vaterstadt vernommen,“
versetzte der junge Mann ernst, „man
spottet dort des deutschen Elends und be-
trachtet Straßburg bereits als eine fran-
zösische Stadt; ja, man prahlt damit, auf
deutschem Grund und Boden ein franzö-
sisches Bollwerk anzulegen. Das schoß mir
wie Gift in's Mut, ich schlug dem Fran-
zosen in's Gesicht und mußte, weil derselbe
beim Minister hoch angesehen, sogar mit
ihm verwandt war, heimlich aus der Stadt
entweichen.“

„Ich kann Dich deshalb nicht schelten,“
sprach der Bürgermeister ernst, „hätt's
auch wohl so gemacht in der Jugend.
Doch wie soll's mit Dir werden, wenn die
Stadt, was Gott verhüten möge, sich nicht
länger zu halten vermag und hilflos der
wälschen List erliegen muß? — Ich fürchte,
mein Sohn, daß ich Dich alsdann nimmer
werde schützen können, und meine Macht



am Ende sein wird, wenn das Liktenbanner auf unserem Münster weht. O Deutschland, Deutschland! wie schwer veründigt Du Dich an Deinen treuesten Kindern!"

"Was meint Ihr, Herr Dominicus," begann Adrian nach einer Pause lebhaft, "wenn ich mich sogleich wieder aufmache und nach Wien zum Kaiser ginge, ihn um Hilfe für Strahsburg zu bitten?"

"Eitle Hoffnung, mein Sohn!" — Der Kaiser hat uns stets Ohr und Herz verschlossen.

"Oder zum Kurfürsten von Brandenburg, er wird sicherlich den Willen dazu haben."

"Daran zweifle ich nicht, doch fehlt ihm die Macht, zu helfen. Wäre der große Kurfürst deutscher Kaiser, unsere schöne Stadt würde niemals in Frankreichs Hände fallen. So aber sind wir einzig auf uns selber angewiesen und werden uns wehren, so lange wir können. Der ganze Rath hält einträchtig zusammen und doch, ich fühl' es, werden wir an Verrath zu Grunde gehen."

"Verrath im Innern der Stadt?" fragte Adrian erregt.

"So ist es, mein Sohn! Hast Du draußen nichts von dem Verräther Obrecht gehört?"

"Nein, kein Wort, Ihr meint doch nicht den Doctor Georg Obrecht, Cuerns Nachbar?"

"Den selben, er mußte für seinen Verrath mit seinem Kopf büßen."

"Großer Gott!" rief der junge Mann erschreckt, "erzählt mir es Herr Ammeister!"

Dieser blickte eine Weile düster vor sich hin.

"Es sind jetzt gerade 9 Jahre her, Anno 1672 war's, als jener Doctor Georg Obrecht eine Verschwörung gegen mich und den ganzen Rath anzetteln wollte, um uns allesammt, die wir echt deutsch allzeit unsere Pflichten gegen Kaiser und Reich erfüllt, in's Verderben zu stürzen, und alsdann, wenn ihm solches gelungen, die Stadt dem König von Frankreich auszuliefern."

Er hatte sich durch Judaslohn bestechen lassen und gab sich absonderlich dazu her, allerhand anonyme Schmähschriften wider mich drucken zu lassen, — als sei ich der Verräther, welcher mit Frankreich heimlich unterhandle, — um dem Könige gegen eine hohe Summe Geldes die Stadt zu überliefern. Er wollte mit solcher boshaften Verleumdung die Menge aufrühren, Zwietracht säen, uns des allgemeinen Vertrauens der Bürgerschaft berauben und so beseitigen. Es sollte anders kommen, Gott schützte uns und brachte die Verleumdung an's Licht. Obrecht hatte einen französischen Brief an den Minister Louvois, worin der ganze verrätherische Plan enthalten war, verloren und der Finder brachte denselben in die Rathsversammlung. Der Verräther wurde vor's Gericht gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte, den er denn auch durch's Henkerbeil erlitt."

"So möge es jedem Verräther ergehen!" sprach Adrian.

(Fortsetzung folgt.)

Als Beweis, daß man von gewisser Seite kein Mittelschent, um das Volk zu bethören, sowie demselben die Wunderthätigkeit der Heiligen recht handgreiflich vor Augen zu führen, erzählt man den Dr. Nachr. von Baunzen ein recht nettes und interessantes Geschichtlein:

Es begab sich vor nun längerer Zeit, daß ein katholischer Landpfarrer aus der Gegend von Raumburg bei einem Bauer in seiner Nähe wegen eines Geschirres anfragen ließ, um mit diesem nach Philippsdorf zu fahren. Wagen und Pferd, gelenkt von einem protestantischen Knecht, erschienen zur gewünschten Zeit bei unserem Herrn Pfarrer und brachten ihn völlig unversehrt an Körper und Geist nach dem berühmten Wunderort Philippsdorf, wo in einem Gasthof ausgepaunt und der Knecht bedient wurde, die Rückkehr seines Fahrgastes hier selbst abzuwarten. Der Kutscher jedoch, welcher große Lust verspürte dem katholischen Gottesdienst einmal beizuwohnen und sich die verschiedenen Sehenswürdigkeiten anzusehen, folgte dem Zuge der Andächtigen in die Kirche und gewahrte dabei auch, wie ein älterer Mann auf Krücken gestützt, mühsam nach der Kirche humpelte. Dieser Mann, der dann am Bilde der heiligen Jungfrau dieselbe inbrünstig um Hilfe anrief, fiel unserem Kutscher immer mehr auf: er behielt ihn bis zum Schluß des Gottesdienstes im Auge und erwartete auch seine Ankunft vor dem Gotteshause. Da sah er denn, wie dieser Krüppel erst langsam, auf seine Krücken gestützt, aus der Kirchthür heraustrat, aber plötzlich — man höre und staune — seine Krücken wegwarf, sich emporrichtete und als völlig genesener Mensch der stammenden Menge mit dankerfüllter Stimme verkündete, daß er durch die heilige Jungfrau Maria auf sein Gebet hin von seinen Leiden erlöst worden sei. Natürlicherweise waren alle Anwesenden von der Wunderheilkräft ihrer gepriesenen Heiligen überzeugt, sahen sie doch den deutlichsten Beweis dafür vor ihren Augen stehen. Der Knecht jedoch, ein „Reger“, schenkte dem wiedergenesenen Krüppel keinen Glauben, sah sich ihn noch einmal genau an, und wußte nun ganz sicher, daß diese Person Niemand anders als sein hierhergefahrener Pfarrer war. Nachdem der Knecht längere Zeit im Gasthof gewartet hatte, erschien sein Fahrgast, und die Reise ging wohlgemuth heimwärts. Unterwegs nahm Ersterer jedoch Gelegenheit, dem Pfarrer sein Erlebnis mitzutheilen, ohne aber seine Entdeckung zu erwähnen, worauf ihn Letzterer erwiderte: „Ja siehst Du, mein Sohn, dies ist die Wunderkraft der Maria und so hilft sie ihren Gläubigen.“ Da fand es denn der Knecht am Plage, ihm zu erwidern: „Ja aber, Herr Pfarrer, der geheilte Krüppel waren Sie doch, wie ich ganz genau gesehen habe.“ Das mochte Dieser denn doch wohl nicht vermuthet haben, er wußte anfänglich nicht, was zu sagen, bat schließlich seinen Kutscher, von dieser Entdeckung doch ja nie ein Wort zu sagen und forderte ihn auf, sich am nächsten Tage für seine Verschwiegenheit eine Belohnung zu holen. Dies Letztere ließ unser Knecht aber wohlweislich bleiben,

ahneud, daß ihm anstatt einer Belohnung vielleicht Anderes gereicht werden könnte, verließ aus Furcht vor dem Pfarrer seinen Dienst und die dortige Gegend und siedelte nach dem Dorfe S. über. Also geschehen im Jahre des Heils Eintausendacht- und vierundsiebzig.

Bier im Orient. Der Koran verbietet bekanntlich den rechtgläubigen Muselmännern den Genuß des Weines. Von Bier sagt er jedoch nichts, und mit dem Gerstensaft erfrischt bereits der Türke, der Aegyptier und der Araber seine Kehle. Bis her wurde der braune Labetrunk zumeist aus den Dreher'schen Brauereien bezogen, und war die Ankunft eines Bierschiffes ein Ereigniß ein Freudentag für Alt und Jung; allein die Kosten waren zu groß. Es werden nun in der Türkei und in Aegypten zwei große Brauereien errichtet. Die Leiter dieser Fabriken sind schon gewonnen und zwar ein Bayer und ein Böhme. In Alexandrien wird unter dem Schutze und Protectorate des Vicekönigs selbst ein derartiges Etablissement in großartigen Dimensionen gebaut. Zwei Anstalten zur Erzeugung künstlichen Eises werden mit dem Brauhause in Verbindung gebracht. Die Türken und Aegyptier haben auf den verschiedenen Weltausstellungen am Gerstensaft einen solchen Geschmack gefunden, daß sie das baldige Zustandekommen dieser Etablissements sehnlichst wünschen.

Folgende schnurrige Geschichte erzählt die Wiener Tagespresse: „Ein Brauntweimbrenner in Lornoz schüttele jüngst schmutzig gewordenen Brauntwein in den Hof seines Hauses aus. Das geschah am Abend. Am nächsten Tage stand seine Frau auf und eilte in den Hof, um nach ihren 12 Gänsen zu sehen. Allein kaum hatte sie die in den Hof führende Thüre geöffnet, als sie auch gleich einen Schrei ausstieß, denn o Jammer! ihre zwölf Gänse lagen ringsumher um den ausgeschütteten Brauntwein und rührten kein Glied. Auf das Jammergeschrei eilten sogleich einige mitleidvolle Nachbarinnen herbei, um den Unglücksfall zu constatiren. Damit nun wenigstens die schönen Federn gerettet wurden, beschloßen die versammelten Madamen, daß die Gänse gerupft und das Fleisch dann auf den Rehrichthausen geworfen werden solle, was auch ausgeführt wurde. Doch noch war die Trägödie nicht zu Ende. Als am nächsten Tage die durch die Ereignisse des vorigen Tages noch ganz verstimmte junge Frau in den Hof geht, laufen ihr von allen Seiten nackte Gänse entgegen. Diese hatten nemlich im Laufe der Nacht ihren Brauntweirausch ausgeschlafen und stürzten nun auf ihre Herrin ein, um derselben entweder ihre Bewunderung über ihre Umwandlung auszudrücken, oder aber um sich für die ihnen geraubten Federn vielleicht einen Heringschmaus gegen den Kakenjammer auszubitten.“

